

Abonnements
werden bei allen Schweizerischen Postbüreau, sowie beim Verlag und dessen bekannten Agenten mitgeteilt. und zwar zum voraus zahlbar.
Wierteljahrspreis von:
Fr. 2. — für die Schweiz (Armband)
Fr. 3. — für Deutschland (Lohnort)
Fr. 1.70 für Oesterreich (Lohnort)
Fr. 2.50 für alle übrigen Länder des Weltpostvereins (Armband).

Der Sozialdemokrat

Organ der Sozialdemokratie deutscher Zunge.

Erscheint
wöchentlich einmal
in
Büch (Schweiz).
Freitag
der
Vollständigen
Gottlingen-Büch.
Postsendungen
franko gegen franko.
Gebührliche Briefe
nach der Schweiz kosten
Doppelporto.

N. 36.

Briefe an die Redaktion und Expedition des in Deutschland und Oesterreich verbotenen „Sozialdemokrat“ wolle man unter Beobachtung äußerster Vorsicht abgehen lassen. In der Regel sollte man uns die Briefe nicht direkt, sondern an die bekannten Adressen. In zweifelhaften Fällen eingeschrieben.

1. September 1888.

Parteigenossen! Vergesst der Verfolgten und Gemäßigten nicht!

Die Wahlerfolge Boulanger's und die jüngsten Streiks in Frankreich.

Die Nachwahlen, welche letzten Sonntag in drei französischen Departements stattfanden, haben sämtlich mit dem Siege Boulanger's geendet. Der Plebiszit-General ist im Departement der Nieder-Chartre, dem der Somme und dem des Nordens mit großer Majorität gegen seine opportunistischen, bezw. radikalen Gegenkandidaten zum Deputierten gewählt worden, im letztgenannten Departement, wo zwei Mandate erledigt waren, außer ihm noch ein zweiter Anhänger des Plebiszits, Herr Köchlin-Schwarz.

Wir gehören nicht zu denen, welche in diesem Wahlausgang bereits das Ende der Republik erblicken, wir halten es aber für ebenso falsch, sich zu verheimslichen oder in Abrede zu stellen, daß er eine Schlappe für die Republik bedeutet, und zwar eine keineswegs unverschuldete und darum auch durchaus nicht unbedeutliche Schlappe. Die Republik ist heute die gesetzliche Staatsform in Frankreich und hat daher bei den Wahlen alle Vorteile auf ihrer Seite, welche das bei der großen Masse vorherrschende politische Beharrungsvermögen mit sich bringt. Bleibt sie trotzdem den Kürzeren, so ist das ein untrüglicher Beweis, daß etwas faul ist im Staate Dänemark.

Es heißt die Sache etwas zu leicht nehmen, wenn man sagt, wie es jetzt die französischen Republikaner thun, die drei Departements seien ja auch bei der letzten Wahl schon den Monarchisten in die Hände gefallen, die republikanische Mehrheit im Parlament erleide also keine Verminderung. Die so reden, vergessen erstens, daß bei den Wahlen des Jahres 1885 die Republikaner so viel Sitze an die Monarchisten verloren hatten, daß sie überhaupt keinen Grund haben, mit ihrer Mehrheit groß zu thun, und zweitens, daß unter solchen Umständen Stillstand für die Republik thatsächlich einen Rückschritt bedeutet. Gelingt es der Republik nicht, das Terrain zurückzuerobern, was sie 1885 verloren, als die Gemäßigten unter der Wirkung der Wunden, welche das Tonkin-Abenteuer dem Lande geschlagen, noch erhitzt waren, so ist das geradezu eine Ermuthigung für monarchistische Abenteurer, ist ihr Bestand überhaupt ein sehr prekärer. Sie muß erobern, was sie noch nicht besaß, darf aber nicht von dem verlieren, was sie bereits besessen.

Nun kann man freilich sagen, Boulanger ist ja gar nicht als Feind der Republik aufgetreten, die Monarchisten haben allerdings für ihn gestimmt, um sich seiner als Manerbrecher gegen die Republik zu bedienen, er selbst aber bezeichnet sich als Republikaner, und es steht fest, daß zum mindesten ein Theil der republikanisch gesinnten Wählerschaft ihm seine Stimme gegeben, um seine Unzufriedenheit mit der gegenwärtigen Leitung der Republik, insbesondere dem Arbeiten der Befehlshabermaschinerie, zu bezeugen.

Das Letztere ist richtig und läßt sich sogar ziffernmäßig nachweisen. Aber es beweist das nicht, wofür man es in's Feld zu führen sucht.

Ueber Boulanger's Verhältnis zu den Monarchisten ist heute alle Welt im Klaren. Einerseits haben die bonapartistischen Schreiber selbst dafür gesorgt, dem Publikum darüber reinen Wein einzuschütten, andererseits haben es die Republikaner an nichts fehlen lassen, die Doppelrolle zu kennzeichnen, die der „brave General“ spielt. In dieser Beziehung kann man ihnen keinen Vorwurf machen, daß sie es an Eifer fehlen gelassen. Aber gerade deshalb fallen die Stimmen, die er von bisherigen Republikanern erhalten, um so schwerer in's Gewicht. Sie beweisen, daß die betreffenden Volkselemente zum mindesten indifferent werden gegen den Bestand der Republik. Das Register derjenigen Parteien, die auf dem Boden der Republik stehen, ist weit genug, jeder politischen und wirtschaftlichen Reformströmung Unterlunft zu bieten, wer sich von ihnen allen ab- und dem Abenteuer-General zuwendet, der ist für die Republik so ziemlich verloren. Gerade die republikanischen Stimmen, die er auf sich vereinigt, nicht aber die von Monarchisten für ihn abgegebenen, sind, wie die Dinge jetzt liegen, maßgebend für den Grad seiner „Gefährlichkeit“ für die Republik oder, um die Sache nicht zu übertrieben, seiner Gefährlichkeit für die Entwicklung der Republik.

Es heißt daher nach unserer Ansicht, Vogelstraußen-Politik treiben, sich mit den oben erwähnten Argumenten über die Thatsache hinwegzusetzen, daß ein Mann, der weder besondere Verdienste, noch besondere Begabung aufweist, dessen politisches Programm ein rein negatives ist, der sich nach verschiedenen Richtungen hin in seinem Auftreten große Blößen gegeben, daß dieser Mann in drei Departements über eine Viertel-Million Stimmen auf sich vereinigen konnte, darunter mindestens dreißigtausend, die von bisherigen Parteigängern der republikanischen Parteien herrühren.

Nein, hier gilt es, der Sache auf den Grund zu gehen und zu fragen, was ist es, das die Wählermassen einem Boulanger in die Arme — oder wenn man will in die Reize treibt? Sind wirklich die Wähler so blind, daß sie den pomp-haften Versprechungen des politischen Glückritters Glauben schenken? Wir wollen die Intelligenz des französischen Durchschnittswählers nicht zu hoch anschlagen, aber soviel Witz darf man ihm nach den vielen Parteikämpfen, deren Schauplatz das heutige Frankreich gewesen, schon zutrauen, daß er auf solchen Leim nicht geht. Gerade die Thatsache, daß das eigentliche politische Programm Boulanger's rein negativ ist, veranlaßt die Wähler, ihm ihre Stimmen zu geben. Der Stimmzettel, der für Boulanger in die Urne geworfen wird, läßt lauter als jeder andre das Nein des Wählers gegenüber dem gegenwärtigen Parlament und der gegenwärtigen Verwaltung erkönen, gibt seiner Unzufriedenheit den entschiedensten Ausdruck, darum stimmt nicht nur der Wähler, der bisher streng monarchisch wählte, für den General, der seinen Aufruf mit Hoch die Republik schließt, sondern auch der Wähler, der bisher republikanisch, extrem radikal oder auch sozialistisch wählte, für den stillen Verbündeten der Bonapartisten.

Woher diese gesteigerte Unzufriedenheit? Die republikanische Bourgeoisiepresse und die aus dieser ihre Informationen beziehenden Korrespondenten der deutschen Presse (ob reptilisches Weltblatt oder demokratisches Handelsblatt ist hier ein und dasselbe) sind mit ihrer Antwort schnell bei der Hand. Bestechung, Aufreizung, Unruhestiftung. Sind doch die letzten Pariser Streiks notorisch von Boulangeristen in Szene gesetzt und geschürt worden. Beweis: Der Erdarbeiterstreik nahm plötzlich ein Ende, als die Wahlagitation für Boulanger abgeschlossen war. Das Streikomitee hat in einem boulangistischen Redaktionsbureau seine Sitzungen abgehalten u. s. w.

Und hier sind wir — da es mit dem Bestehen wohl haben wie drüben zugegangen sein dürfte, höchstens in verschiedenen Formen — bei einem Thema angelangt, das in der That der Untersuchung werth ist. Ja, auch wir sind der Ansicht, daß die Pariser Streiks ganz erheblich mit auf den Ausfall der erwähnten Wahlen eingewirkt, Herrn Boulanger eine ganze Anzahl Stimmen zugeführt haben. Nur meinen wir, daß das keine Entschuldigung, sondern eine Anklage gegen die heute in der Regierung, im Parlament und in der Presse maßgebenden Herren Republikaner bedeutet. Sie haben, von rechts und von links, vortrefflich dahin gearbeitet, die Wähler der Republik zu entfremden und Herrn Boulanger zuzutreiben. Jetzt möchten sie die Schuld auf andre schieben, und benutzen mit Vergnügen die Dienste des allseitig bereiten Possibilistenblattes „Parti Ouvrier“, um die Leiter des Erdarbeiterstreiks, insbesondere den unermüdlichen Boulou als boulangistische Agenten zu verdächtigen. Als ob Boulanger bessere Agenten hätte wünschen können als die unentschlossene zweideutige Haltung des „radikalen Ministeriums“ einerseits und die Heg- und Heut-Kritik des „Temps“, des „Siecle“, des „Paris“ und des ganzen Klans der Opportunistenblättern andererseits.

Wenn bei einem Streik die Ursachen seines Entstehens klar zu Tage liegen, so bei dem der Pariser Erdarbeiter. Er steht in direktem Zusammenhang mit den sehr vernünftigen Beschlüssen des Pariser Gemeinderathes in Bezug auf die Arbeitsbedingungen bei städtischen und von der Stadt zu vergebenden Arbeiten. Warum nicht den Gemeinderath boulangistischer Untriebe beschuldigen? Er ist auf seine Spitze getrieben worden durch die hartnäckige Weigerung der Unternehmer, mit dem Komitee der Arbeiter in Verhandlung zu treten, durch die Ablehnung des von den Arbeitern akzeptierten Schiedsgerichts, kurz durch das herrisch-brutale Auftreten der Ausbeuterklasse. Warum nicht diese der stillen Mitarbeiterschaft mit Herrn Boulanger anklagen? Er ist zusammengebrochen, nachdem die Polizei in jeder Weise die streikenden Arbeiter eingeschüchtert, Lokale von Wirthen, die zur Sache der Arbeiter hielten, geschlossen, den Streikenden die Versammlungen im Lokal der Arbeitsbörse unmöglich gemacht und die Presse die öffentliche Meinung in jeder Weise gegen die Streikenden aufgehetzt hatte, und als die Arbeiter, aller Unterstützung entblößt, durch den Hunger gezwungen wurden, die Arbeit zu den alten Bedingungen wieder aufzunehmen? Warum nicht Presse, Polizei und den Hunger als die boulangistischen Agenten bezeichnen, die dafür gesorgt, daß der Streik nicht länger dauerte als die Wahlkämpfe, die sich etliche hundert Kilometer abseits von Paris abspielten?

Es ist nichts abgeschmackter als diese Sucht, alle und jede Erscheinung, die einem unangenehm oder unbedeuten, künstlichen Machinationen zuzuschreiben.

Gewiß, auch wir halten es für sehr gut möglich und sogar bei der Natur der Boulangererei für sehr wahrscheinlich, daß boulangistische Agenten während des Streiks unter den Arbeitern geschürt und gehegt. Aber sie haben den Streik nicht gemacht, und haben auf seinen Verlauf keinen Einfluß geübt. Und es gab zudem ein vortreffliches Mittel, ihren Mandatvern entgegenzuwirken, sie unschädlich zu machen, — man brauchte nur den Arbeitern etwas Entgegenkommen zu zeigen, die Regierung brauchte nur statt den Arbeitern Steine in den Weg zu legen,

ihren Einfluß einmal auf die Unternehmer geltend zu machen, und es hätte sich bald gezeigt, wer die bloßen Heher und wer die wirklichen Sachwalter der Arbeiter waren. Indes das wäre ja gegen alles geheiligte Herkommen gewesen. Und sorgte die Regierung dafür, nachdem sie anfangs den Arbeitern ihre Neutralität verbürgt, sie hinterher durch Brechen derselben doppelt zu erbittern, und die Presse, den Philistern in der Provinz Gruselbilde zu erzählen, von den Unthaten, die die „Kommunisten“ in Paris begehen. Die Bourgeoisiepresse, die ja in der Provinz dominiert, schrieb nach einer starken Regierung, welche die „Ordnung“ besser zu wahren weiß als die am Ruder befindliche, und sie fand in diesem Punkt in der Provinz nur zu empfänglichen Boden. Wenn's gegen die Arbeiter geht, ist dem Spießbürger keine Regierung stark, keine Partei brutal genug.

In solcher Atmosphäre gedeihen alsdann solche Sumpfpflanzen wie der Boulangerismus. Die Klassenbewußten Arbeiter erbittert, die geängsteten Philister unzufrieden. Die Einen, von der Unmöglichkeit durchdrungen, sich selbst Genugthuung zu verschaffen, lassen in ihrem Widerstand gegen den Feind ihrer Feinde nach, die Andern, im Vollgefühl ihrer politischen Impotenz, werfen sich dem ersten Besten in die Arme, der den bedrohten Staat zu „retten“ verspricht. Das alte Lied, aber es wird sich immer wiederholen, so lange der Klassenstaat besteht.

Nicht Boulanger selbst, wohl aber die Zustände, die sein Aufkommen begünstigt haben, sind der wunde Punkt, von dem der Republik Gefahr droht. Hier gilt es, die Entscheidung zu treffen. Die Demagogie ist nur erfolgreich zu bekämpfen, wenn man rechtzeitig zu denjenigen Reformen die Hand bietet, welche die Zeit erheischt, wenn man den Muth hat, mit veralteten Regierungsgrundsätzen radikal zu brechen. Erweisen sich die Staatsmänner unter den französischen Republikanern dazu unfähig, sei es aus bösem Willen oder aus Mangel an Thatkraft, nun, so wird die Republik vielleicht, Dank dem Zusammenwirken einer Reihe von Umständen, dem Aufsturm des Herrn Boulanger Widerstand leisten, aber im günstigsten Falle sich sagen müssen: den Boulanger bin ich los, die Boulanger sind geblieben. X. x. x.

Auf der Strecke.

„Lieber wollen wir unsere gesammten 18 Armeekorps und 42 Millionen Einwohner auf der Strecke liegen lassen, als daß wir einen einzigen Stein von dem, was wir errungen haben, abtreten.“

„Also sprach der neueste deutsche Kaiser und preussische König, Wilhelm der Zweite von Hohenzollern, bei einem Festessen zu Frankfurt an der Oder, welches anlässlich der Enthüllung eines Denkmals für Prinz Friedrich Karl abgehalten wurde.“

Der Telegraph blitze die Worte durch ganz Deutschland und durch die ganze Welt.

Und Jeder, der die Worte las, fragte sich erstaunt: Ist das möglich? Ist es möglich, daß ein Fürst, und habe er noch so tiefe Verachtung für das Volk und für die Menschen — „seine Unterthanen“ und „seine Arme“ mit jenem Bild vergleichen kann, das von Jägern erlegt und niedergestreckt „zur Strecke gebracht“ wird?

Ist es möglich, daß ein Monarch, und sei er noch so sehr von fürstlichem Geisteswahn durchseucht, einen Stein für werthvoller halten kann, als das Leben von anderthalb Millionen Soldaten und zwei und vierzig Millionen bürgerlichen Kanakeln — Frauen und Kinder mit eingerechnet?

Es gibt gewisse Worte, die sich in die Brust der Zuhörer einsenken wie blanke Dolche — Worte, die nie vergessen werden können, und die dem, der sie gesprochen, zu irdischen Schicksalsworten werden.

Das freige Wort jenes französischen Junkers und Finanzmannes: „Wenn das Volk kein Brot mehr hat, soll es den Thron stehlen!“ war das Todesurtheil dessen, der es gesprochen, und Tausender seiner Feinden; und es hat mehr zum Sturze des ancien régime — des feudalen Königthums — beigetragen, als alle Reden, Bücher, Pamphlete und Zeitungsaufsätze der Revolutionäre.

„Achtzehn Armeekorps und 42 Millionen Einwohner auf der Strecke“ — niedergeschossen wie Hasen und Wildsauern.

Daneben verblaßt das geniale Wort Billi Bismarck's von dem Sozialkrieger, daß dem Publikum nicht so lässig sei wie die Hundesperre.

„Lieber achtzehn Armeekorps und 42 Millionen Einwohner auf der Strecke, als ein Stein abzutreten!“

Betrachten wir das Bild etwas näher, blicken wir in die Seele des Sprechers.

Er, der Sprecher, Er ist es, der die 18 Armeekorps und die 42 Millionen Einwohner in den Kampf um den einen Stein hineintreibt, und der den letzten Mann, das letzte Weib, das letzte Kind niederschlagen lassen will, wie Hasen und Wildsauern von jungerlichen Sportskamen niedergeschossen werden, ehe er daran denkt, einen Stein abzutreten!

Und wer sind die Jäger, welche die Hasen und Wildsauern — wir wollen sagen die 18 Armeekorps und die 42 Millionen Einwohner „zur Strecke bringen“?

Das ist der Feind! Das sind die Russen und Franzosen. Vermuthlich hat der Sprecher nur an die Franzosen gedacht.

Und nun bemerke man die Geschmacklosigkeit des Ausdrucks, die nur von seiner Rohheit erreicht wird. Die Franzosen sind die Jäger, die 18 deutschen Armeekorps und die 42 Millionen deutschen Einwohner sind die Hasen und Wildsauern, welche in der Phantastie des neuesten deutschen Kaisers „zur Strecke gebracht“ werden.

Ist es möglich, die Geschmacklosigkeit weiter zu treiben? Hat jemals ein Monarch ein ähnliches Wort gesprochen, eine gleiche Verachtung für „seine“ Soldaten und „Unterthanen“ bekundet?

Wir suchen vergebens nach einem Seitenstück. Aber eine geschichtliche Handlung fällt uns ein, die aus dem Sumpfboden östlicher Anschauungen hervorgewachsen ist. Wir meinen die Geburtsstags-

feier des russischen Zaren Alexander des Zweiten vor Plesna.

Die Niederlage, welche die Russen dort im letzten Türkenkrieg vor den häufig aufgeworfenen Erdwerken erlitten hatten, sollte gesühnt und der Geburtstag des Kaisers durch einen glänzenden Sieg, der ihm das Türkentum zu Füßen legte, gefeiert werden.

Das Unerhörte geschieht: die Türken weichen nicht zurück vor den schlagenden Mäulen des Jars. Und das Unerhörtere geschieht: die Russen wenden sich zur Flucht. Die Augen des Jars sprühen Jörnfeuer. Neue Regimenter vor! Die alten wieder in die Schlacht getrieben!

Das Auge des Jars umdüstert sich. Bin ich nicht allmächtig? Habe ich den Sieg nicht besohlen? Ist nicht heute mein Geburtstag? Bismarck! Alle Reservisten herbei! Der letzte Mann ins Treffen! Treibt die Hülfskräfte mit Bajonetten und Revolvern zurück in den Kampf!

Und nochmals wird gestürmt in dichten schwarzen Kolonnen. Bismarck! Bismarck!

Doch die Türken weichen keinen Zoll breit zurück. Ihre Augen und Säbel leuchten und mahnen die Reihen der Russen.

Bismarck! Bismarck! brüllt der Jar.

„Bismarck! Sollen wir uns dem Jar zu lieb alle todt schießen lassen?“ fragen sich die russischen Soldaten, als Jehntausende der Jhrigen „auf der Strecke“ lagen, und jede Sekunde Hunderte neuer Opfer dem alten zugewälzt, und die Türken, statt entmündigt zu werden, immer wieder heranzürten.

Und die Frage enthielt schon die Antwort. Rette sich, wer kann! Und du, Jar, lauf für dein Leben!

Gleich einer Lavine wälzten die geschlagenen Russen sich die Hügel von Plesna abwärts, der Geburtstag des kaiserlichen Jars zu — Alles mit sich fortziehend. Zuletzt lag den halberstarrten Jaren, der noch glücklich ein Pferd bekam und bald auf der Flucht der erste war. Er hielt nicht eher still, als bis die Donau zwischen ihm und den Türken lag.

Der Jar war körperlich gesund und wohl, die Haut war ihm nicht gerötet — nur die Geburtstagsschmerzen verborgen.

„Auf der Strecke“ vor Plesna aber lagen achtunddreißigtausend Russen zur Feier des Geburtstags. Und es graunte der Welt.

„Wah! was war doch die Welt damals so dumm und so kleinlich!“

Achtunddreißigtausend Russen auf der Strecke — Rindereil

Achtzehn Armeekorps und zweieinundvierzig Millionen Einwohner müssen „auf der Strecke“ liegen — sagt Wilhelm der Zweite von Hohenzollern in seiner Erzählung.

Er hat nicht an Plesna gedacht. Er hat nicht daran gedacht, daß sogar russische Soldaten es verweigert, sich von ihrem Jar „auf die Strecke“ zu lassen. Er hat nicht an die bestialische Rohheit des Ausbruchs gedacht. Er hat nicht an die beispiellose Lächerlichkeit des Gleichnisses gedacht, das den Deutschen, an deren Chauvinismus er appellieren will, die Rolle von Hasen und Wildsauern, den „verlorenen“ Franzosen die der glücklichen Jäger zuweist. Er hat nicht gedacht, daß Deutschlands Einwohner, seit Er in der Schule Geographie gelernt, von 42 Millionen auf 46 Millionen gestiegen sind — daß Er also 4 Millionen des Bergnügens beraubt hat, für Jhn „auf der Strecke“ liegen zu dürfen.

Das und noch so manches Andere hat Er nicht bedacht. Doch Andere haben daran gedacht. Der Hausmeier und Hofmeister soll außer sich gewesen sein über die — Taktlosigkeit seines Schülers, der nur zu gut gelernt hat. Stolz auf die gabelleutnantliche „Schneidigkeit“ des Streckengleichnisses hatte dieser die sofortige Veröffentlichung der Festrede befohlen — und die Veröffentlichung erfolgte auch in allen Zeitungen — und überall mit der gleichen Wirkung, überall empörend. Allein der Hausmeier und Hofmeister verbot den Abdruck im „Reichsanzeiger“ und corrigierte und redigierte an den schlimmsten Sähen und Ausdrücken herum — die „Strecke“ wurde zur „Wahlstatt“.

Und die Korrektur hat ja auch ohne Zweifel ihre Berechtigung, denn Wilhelm dem Zweiten von Hohenzollern zu lieb werden die 18 deutschen Armeekorps sich ebensovornig „auf die Strecke“ legen lassen, wie weiland die russischen fünf Armeekorps dem Jar Alexander dem Zweiten zu Liebe. Von den 42 Millionen Einwohnern gar nicht zu reden.

Das Wort Wilhelm des Zweiten von Hohenzollern aber bleibt unvergessen, und wenn einst das Haus der Hohenzollern mit Allem was drum und dran hängt, glücklich „auf der Strecke“ liegt, wird das Urtheil der ersten Wölfer lauten: „Ihr habt es so gemollt! Ihr wart Eueres Schicksals Schmeidel!“ Und unter den tödtlichsten Hammerschlägen wird man jenes kaiserliche „Reinigtwort“ aufpassen von den „achtzehn Armeekorps und zweieinundvierzig Millionen Einwohnern“, die der dritte deutsche Kaiser zur Rettung eines einzigen Steinens „auf der Strecke“ lassen wollte.

nur eine Stimme. Das „Wie“ hat ihnen nie Sorge gemacht. Heute durch Bauernlegen, morgen durch Bauernfang, gemeinsam mit den Rittern der Jnnung. Immer verstanden es die „Eseln“, ihre Sonderstellung im Staat mühevoll zu vermerken. Und wenn der Schnapsdäbel besessen wird, das Volk stillos zu „leben“, so können wir unbesorgt sein, er wird sich dafür gehörig bezahlen lassen.

Wohl bekomm's, Reichspolitiker.

— Ein zukünftiger Ministerstaatsanwalt. Vor dem Schöffengericht Dresden spielte sich am 17. August ein Prozeß ab, dessen Verhandlungen den Geist, der die moderne Rechtschule in Deutschland besetzt, in seinem vollen Glanze zum Ausdruck brachten. Angeklagt war der Guispächer Heinrich Oskar Fehrmann aus Sohls bei Cosselbauda und zwar der vorläufigen Körperverletzung, bezangen an seinem Knecht Gommlich. Nach den Zeugenausagen war (wir folgen dem Bericht des „Sächs. Wochenblatt“) der Vorgang folgender:

„Am 12. oder 13. Juni d. J. ließ Fehrmann auf seinem Felde Rüben pflanzen; der damals bei ihm bedienstete, etwas stumpfsinnige Knecht Gommlich hatte mit Gchirr Wasser herbeizufahren, bemerkte jedoch dies aber nach der Behauptung des Angeklagten nicht so rasch, als er sollte. Fehrmann übertrug auf diesem Grunde das Herbeifahren des Wassers dem in der Nähe beschäftigten Knecht Sabbath, während er Gommlich befehl, andere Arbeit zu verrichten. Gommlich widerlegte sich dieser Anordnung keineswegs, weigerte sich indessen, die in seinen Händen befindliche, ihm eigenhändig gehörige Peitsche auszuliefern, obgleich Fehrmann widerrechtlich darauf bestand. Hieraus suchte Fehrmann dem Gommlich die Peitsche zu entreißen — allerdings vergebens. Bei dem Ringen zerbrach der Stiel der Peitsche und nun schlug Fehrmann dem G. mit dem biden Ende des Stieles wiederholt nach den Beinen, versetzte ihm auch einige Stöße, so daß Gommlich zu Boden fiel. Als sich letzterer wieder erhoben hatte, erhielt er vom Angeklagten mittelst einer kleinen langstieligen Felle, haße zwei bis drei wichtige Schläge an das linke Ohr, wodurch das obere Ohrfläppchen gespalten und die Haut hinter dem Ohr stark verletzt wurde. Diese schmerzhaften Verletzungen verursachten bedeutende Blutung und machten, als Gommlich am folgenden Tage einen Arzt in Rößchenbroda konsultierte, zwei Räte notwendig. Gommlich behauptete, die Schläge seien mit dem eisernen Theil der Haße geführt worden, während der Angeklagte nur mit dem hölzernen Stiel derselben geschlagen haben will, was von dem Zeugen Sabbath bestätigt wurde. Der Angeklagte leugnete ferner, daß die Spaltung des Ohrfläppchens von den Schlägen herrühre; er sei, als Gommlich niederfiel, ihm beim Aufstehen behilflich gewesen, und dabei habe er ihn allerdings am Ohrfläppchen gefaßt (!!), wodurch die Verletzung entstanden sein könne; übrigens sei Gommlich schon vorher am Ohr verletzt gewesen und nur die Kruste habe sich bei dem Vorfall abgelöst. Diese Behauptungen des Angeklagten wurden durch die Zeugen völlig widerlegt; Gommlich hat sich ohne Zuthun des Angeklagten vom Boden erhoben und im nächsten Augenblick die Schläge an das Ohr empfangen. Ebenso hinfällig waren die Ausführungen des Angeklagten, daß Gommlich ihn bedroht und ihm den Daumen gebrochen habe; den Daumen hat sich der Angeklagte allerdings verletzt, aber nicht durch die Schuld Gommlich's, sondern infolge des Ringens um die Peitsche.“

Nach beendeter Zeugenverhör erhebt sich der Vertreter der Staatsanwaltschaft, dessen hehre Aufgabe es ist, Alles ohne Ansehen der Person zu thun, was erforderlich erscheint, dem verletzten Recht Genugthuung zu verschaffen, und führt aus, nach seiner Ansicht habe sich der Angeklagte keiner vorläufigen Körperverletzung schuldig gemacht, zumal die in Frage kommende, dem Gerichtshofe vorliegende Haße kein gefährliches Werkzeug sei. (Wir müssen an dieser Stelle bemerken, schreibt dazu das „Sächsische Wochenblatt“, daß in der vorhergehenden Verhandlung gegen zwei Striesener Arbeiter ein Spazierstock und sogar ein Regenschirm als gefährliches Werkzeug angesehen wurden!) Aber selbst für den Fall, daß der Gerichtshof die betreffende Haße für ein gefährliches Werkzeug halten sollte, könnte doch nur von einer leichten Körperlichen Mißhandlung, nicht von einer Körperverletzung die Rede sein; diese Körperliche Mißhandlung werde jedoch fast bedeutungslos, da man sehr wohl annehmen dürfe, daß die Verletzung (Spaltung) des Ohrfläppchens durch das Niederfallen Gommlich's, also nicht durch die Schläge des Angeklagten, entstanden sei. Man könne nach Lage der Dinge die Handlungsweise des Angeklagten und ebenfollig als eine notwendige körperliche Züchtigung betrachten, zu welcher er nach der sächsischen Gefindeordnung berechtigt gewesen sei (die sächsische Gefindeordnung Sächsis.). Die Staatsanwaltschaft glaubte, daß der Gerichtshof zu keinem verurtheilenden Erkenntnis kommen werde.

Ein Prädikat, dieser Vertreter der Staatsanwaltschaft, nicht magt? Schade, daß der Name des strebsamen Jünglings nicht hinzugefügt ist. Der hat einmal das Respekt der Herrn von Heib, daß es nicht die Aufgabe des Staatsanwalts sei, unter allen Umständen eine Verurtheilung zu erzielen, in seiner rechten Bedeutung erfaßt. Heutzutage, wo die Befehle um der vielen Schlechten willen so scharf gefaßt werden, wäre es ja auch wirklich schade, wenn einmal ein Guter, d. h. einer aus der besseren Gesellschaft, in ihren Maschen hängen bliebe. Und so ward der Staatsanwalt zum Verteidiger, handelte es sich doch darum, einen brutalen Patron für die an seinem armen Knecht verübten Brutalitäten zur Rechenschaft zu ziehen. Und der Hüter des Rechts ward zum Verteidiger des Mißhandelten! — nein, des Mißhandlers.

Natürlich brauchte nach solcher Glanzleistung staatsanwaltschaftlicher Rechtsauslegung der Vertreter der Fehrmann sich nur den Ausführungen seines „ausgezeichneten“ Vorgesetzten anzuschließen. Aber leider verhehle diese rührende Uebereinstimmung diesmal ihre Wirkung auf den Gerichtshof. Die Schöffen zeigten, daß sie noch nicht das richtige Verständnis für solche seine Jurisprudenz hatten, und Herr Fehrmann ward der vorläufigen Körperverletzung, bezangen mit einem gefährlichen Instrument, für schuldig erklärt und zu 75 Mark Geldbuße (noch zu billig), eventuell 14 Tagen Gefängnis, und Tragung der Kosten verurtheilt.

Hoffentlich kommt der Brave um Begnadigung ein, der Unterstützung der Staatsanwaltschaft ist er gewiß.

Als besonders auffallend bezeichnet das „Sächsische Wochenblatt“ noch, daß „der Angeklagte Fehrmann vom Richter wie vom Staatsanwalt als Herr mit dem Prädikat „Herr“ bezeichnet wurde, während sowohl die in dieser Verhandlung auftretenden Zeugen, als auch die in den übrigen Verhandlungen erscheinenden Angeklagten sich einer derartigen Anrede nicht zu erfreuen hatten.

Das „Sächsische Wochenblatt“ vergißt aber, daß Richter und Staatsanwalt die Verfassung, nach der alle Sachsen vor dem Gesetze gleich sind, „so wahr ihnen Gott helfe“ beschwören haben, daß sie gute, rechtsgläubige Christen, daß Dame Justitia eine Heidin und blind ist. Rein. Eld ist mir heilig, sagt Söder.

— Im Wahlkreise Knobach-Schwabach findet demnächst eine Nachwahl zum Reichstage statt. Als Kandidat unserer Partei wurde Genosse Dr. Bruno Schönlank in Nürnberg aufgestellt. Von den Demokraten, welche den Wahlkreis früher schon besaßen, das letztmal aber ihn an die Kartellbrüder verloren hatten, wird der bekannte Demokrat Kröber aus München portirt.

— Die Arbeiter und das Meisterthum. Auf den verschiedenen Innungen, Handwerker- u. c. Tagen, welche während der letzten Wochen in den verschiedenen Städten Deutschlands stattgehabt, haben die biederen Zunftmeister ihrem Haß gegen die Arbeiterschaft und die politische Vertreterin derselben, die Sozialdemokratie, wieder so recht unentgeltlich Ausdruck gegeben. Am klassischsten hat dies auf dem „Allgemeinen deutschen und bayerischen Handwerkerkongress“, der in dem herrlichen München seine weltberühmten Resolutionen zusammenbrachte, der Innungs-„Brüder“ Heine und Hannover gethan. „Mit dem Humanitätsdusel kommt man nicht weit“, rief er emphatisch aus, „gegen die Sozialdemokratie muß man radikal vorgehen und das Sozialistengesetz möglichst verschärfen. Ich sehe in Jedem, der die Vereinfachung des Sozialistengesetzes wünscht, einen Feind des Handwerks.“

Sehr gut gesagt. Mit anderen Worten heißt das: Das „Handwerk“, will sagen die Handwerksmeisterherrschaft, ist nur aufrecht zu erhalten

durch brutale Ausnahmegesetze, wenn hinter jedem Arbeiter ein Polizist steht, der ihn mit der Peitsche Besoriam gegen den gestrenkten Herrn Meister eintränkt. Jeder Versuch einer Organisation der Arbeiter ist als eine Auflehnung gegen die von Gott gewollte Gesellschaftsordnung an den „Abelstüßern“ mit Expatirung, u. an den Theilnehmern mit mehrjähriger Zuchthausstrafe zu ahnden. Die Arbeiter sollen fleißig schaffen, solange als es dem Meister gefällt, und in ihren Freizeiten beten und Gott danken, daß er den Herrn Meister nach seinem Ebenbilde erschaffen. Erst dann, wenn dieses Ideal erreicht ist, wird der Handwerksmeister wieder seines Lebens froh werden, und nicht mehr schon am frühen Morgen in der Schenke im Schweiß seines Angesichts auf die Untothmähigkeit und Begehrlichkeit der Arbeiter zu schimpfen, anstatt sich ungefüßt der Arbeit — des Kartenspiels zu widmen.

Wie berechtigt die liebenswürdigen Forderungen der Handwerksmeister, zeigt sich sofort, wenn man die Lage der Arbeiter in Handwerksbetrieben mit der Lage derjenigen Arbeiter vergleicht, welche im Großbetrieb beschäftigt sind. Wir sind gewiß nicht geneigt, den Großkapitalisten das Wort zu reden, sie deuten die Arbeitskraft ihrer Arbeiter nach Möglichkeit aus, aber eine so heilige Abtrachtung und Ausmergelung, wie sie beim Handwerk stattfindet, gehört bei ihm zu den Ausnahmen. Man vergleiche z. B. die nachstehende Statistik der Lohnverhältnisse der Tischler in Braunschweig für das Jahr 1887, die jüngst in einer allgemeinen Tischlerer-Versammlung in der genannten Stadt zur Berlesung kam. Danach werden in Braunschweig (von der Tischlereierkategorie auf dem Staatsbahnhofe abgesehen) beschäftigt:

in 16 Großbetrieben 383 Tischler,
in 64 Kleinbetrieben 383 Tischler.

Der Durchschnittslohn betrug pro Stunde:

im Kleinbetrieb 29 Pfennige,
im Großbetrieb 31 Pfennige,

und zwar bewegten sich die Löhne:

im Kleinbetrieb von 24 Pf. bis 35 Pf. pro Stunde,
im Großbetrieb von 25 Pf. bis 37 Pf. pro Stunde,

wobei noch zu bemerken ist, daß im Großbetrieb der niedrigste Lohn von 25 Pf. und der daraus folgende von 27 Pf. die Stunde zusammen auf 14 Personen entfallen, während im Kleinbetrieb es schon 74 Personen sind, die sich mit 27 Pf. und darunter pro Stunde bescheiden mußten. Umgekehrt entfallen die höchsten Löhne des Kleinbetriebes 33 Pf. und 35 Pf. pro Stunde auf im Ganzen 24 Arbeiter, während im Großbetrieb 92 Arbeiter 33 Pf. bez. 37 Pf. erhalten (den letzteren, im Kleinbetrieb gar nicht erzielten Lohn erhielten 37 Arbeiter).

Ueber die Länge des Arbeitstages fehlen die Angaben, doch ist als sicher anzunehmen, daß im Großbetrieb nicht länger gearbeitet wurde als im Kleinbetrieb. Interessant und charakteristisch sind aber wieder die nachstehenden Zahlen über die Altersverhältnisse der beschäftigten Arbeiter.

Es betrug das Durchschnittsalter der Beschäftigten:

im Kleinbetriebe 29 1/2 Jahre,
im Großbetriebe 34 1/2 Jahre.

Jeder Kleinbetrieb weist (Zehnjahre ausgenommen) die größte Zahl der jugendlichen, 233 gegen 136, und die geringste der bejahrteren (über 40 Jahre alten) Arbeiter, 44 gegen 105, auf. Also auch hier das Verhältniß beim Kleinbetrieb wesentlich ungünstiger für die Arbeiter als beim Großbetrieb.

Man sieht, die Herren Handwerksmeister wissen, warum sie auf die Arbeiter und deren Organisationen schimpfen, ihr Haß hat seinen sehr wohlmotivierten Grund: man haßt immer den am tiefsten, dem man am meisten Unrecht zugefügt. Es ist das „gute Gewissen“, das den Herren ihre Sprache gegen die neuzeitliche Entwicklung und die Emanzipationsbestrebungen der Arbeiter auspreßt, und will man ihre menschenfreundlichen Bestrebungen im rechten Sinne erfassen, dann belehrt uns ein anderer Junstheiliger auf dem vorletzten Woche in Schwerting abgehaltenen Schuymacher-Innungstag:

„Die praktische Nächstenliebe fängt stets bei der eigenen Person an.“

Man sollte diesen Spruch in Gold fassen. Er kennzeichnet besser als hundertfache Abhandlungen das gesammte „praktische Christenthum“ — denn gute Christen sind die Herren alle, alle — des neuen deutschen Kaiserreichs.

— Unerbittlich vollzieht die Nemesis ihr Amt als Rächerin. Erst jüngst ist der Rörder Vlek's, Staatsanwalt Frehe in Frankfurt, in die qualvolle Nacht des Wahnsinns versunken, der sozialistenfeindliche Staatsanwalt Bartsch in München war schon vor ihm von selbem Geschick ereilt — einer der wüthendsten Kommunchenter, Hauptmann Garcia, ward ebenfalls vom Verfolgungswahnsinn befallen, und jetzt melden jedoch die Wälder, daß auch der Räräher Ducatel, der den Versaillesern Truppen den Weg nach Paris gezeit, in ein Irrenhaus gebracht worden mußte. Ob der Mitglieder der Reichsgalgenkommission nicht ein geheimes Grauen überfällt, wenn sie so einen nach dem andern ihrer Vorgänger und Mitverbrecher auf das Schaffot des geistigen Lebens und des körperlichen Verfalls steigen sehen?

Und während wir dies schreiben, bringt die amerikanische Post folgende Nachricht, die — wir gesehen es offen — uns und, wir hoffen, jeden rechtlich denkenden Menschen mit jener Vermuthung erfüllt, welche die Säugne eines begangenen Verbrechens erzeugt:

Richter Gary von Chicago, der einstmal hervorrangende Jurist, welcher die Chicagoer Anarchisten zum Gehentwerden verurtheilte, ging gestern Abend um 8 Uhr 32 Minuten mit dem Ueberland-Schnellzug der Union Pa. nach dem Westen. Er war von einem Chicagoer Arzt begleitet, welcher den Richter zum Besten seiner Gesundheit nach der Pa. insitülte nahm. Ein Berichterstatter des „Herald“ sah den einst berühmten Richter und war überrascht, in ihm ein geistiges und physisches Wrack zu finden, welches durch einen Wäcter in der Person des jungen ärztlichen Begleiters sorgsam bewacht werden mußte. Sein Leben, soweit es um ihn gehen kann, scheint beendigt und von jetzt an wird sein Dasein wahrscheinlich ein elendes sein.

Dazu bemerkt der „Vorbote“:

„O, Nemesis! Göttin der Vergeltung, olympische Vertreterin des Lynchgesetzes, du bist doch noch nicht enttrohnt! Du waltest und haltest ein strenges Gericht. Die Dienerinnen der Göttin schlafen nicht, und wie sie den alten/Rachhmer des Nützigen Jeffress zur Strafe gebracht haben, so werden sie früher oder später auch dessen Mißglückliche niederlegen!“

Wem sollte es nicht begreiflich erscheinen, daß das Schweigen eines August Spies dem, welcher ihn worden haßt, suchbarer ist, als es die Rede des begeisterten Kämpfers der Freiheit dem verhärteten Mann monstredt zu sein vermochte? — Sollte es ihm nicht im Schlafe erschienen sein, das bleiche, schwermüthige Gesicht Michel Schwab's, des „Ruchstüßers“? Sollte nicht der Schatten Meta Reeb's, der vor Herzeleid und Gram vorzeitig in das Grab gesunkenen Gattin des freimüthigen Organisations, wie ein Alp auf ihm gelastet haben? Was mag wohl der Geist Varion's dem Richter zugeraunt haben, Varion's Geist, welcher sich vertrauensvoll den Blutbanden stellt, die seine Spur verloren hatten? Gary ist geistig und körperlich ein Wreck! Wer kann es Wunder nehmen? Und wer möchte es bebauern? Sagen wir noch hinzu.

— „Wer sich schämt, wird nicht reich.“ sagte einst der kürzlich verordnete ungarische Kultusminister Trefort, als von irgend einem zu Ehren und Millionen gelangten Streiber die Rede war. Herr Trefort hat da ein wahres Wort gesagt, und an sich selber die Wahrheit desselben erprobt. Denn weil er sich schämte, d. h. Scham und Ehrgefühl besaß, und es nicht mochte, wie seine Standes- und Klassen-Gefossen, brachte er es auch zu Nichts und farb arm wie eine Kirchenmaus. Der Mann sprach sicherlich mehr aus persönlicher Anschauung als aus wissenschaftlicher Kenntniss der ökonomischen Verhältnisse, denen die Milliardäre ihren Ursprung verdanken. Er mußte wohl schmerzlich, daß das sogenannte Eigenthum aller Milliardäre zusammengehoßenes und zusammenverleibtes Eigenthum anderer Menschen ist, also das Produkt direkten oder indirekten Diebstahls — die Geheimnisse des „Hehrwerths“ hatten sich ihm wohl schwerlich erschlossen, allein die Gesellschaft, in welcher er sich bewegte, bestand ja zum großen Theile aus Milliardären, und die Börsen geschäfte, Spekulationen, „Tringelber“, Lieferungen und sonstigen nobel Praktiken, aus denen die Millionen herauspringen, waren ihm sicherlich

Sozialpolitische Rundschau.

Zürich, 29. August 1888.

— Die „Eseln und Besten der Nation“. Wilhelm II. hat schon wieder einmal geredet —

Kein Tag ohne eine große Rede,
Keine Rede ohne eine große — Genialität.

Der „Jugendliche“ wird wirklich undenkbar. Jetzt hat er in Sonnenburg, allwohin er gefahren war, um sich als Protektor des Johanniterordens einzukleiden zu lassen, in einer Antwort auf die übliche Anhoßung folgenden Satz vom Stapel gelassen:

„Zur Hebung, zur moralischen sowie religiösen Kräftigung und Entwicklung des Volkes brauche ich die Unterstützung der Edelsten des Landes, meines Adels,“ und die sehr ich im Orden Sanct Johannis in stattlicher Zahl vereint.“

Also die Edelsten des Volkes sind — der Abel. Diese Ohrseige hat dem deutschen Bürgerthum noch gefehlt. Darum also hat es sich in patriotischer Unterwürigkeit und Opferwilligkeit überboten, um mit dürren Worten erklärt zu hören: Ihr seid nur Schundwaare, was nicht zum Abel gehört, ist nicht edel. Und diese Erklärung hat eine sehr materielle Tragweite: was besonders edel ist, hat natürlich auch Anspruch auf besondere Rücksichten. Die höchsten Stellen im Staat, das Zeit im Staatsapparat bleibt den „Edelsten und Besten“ vorbehalten.

Die „Edelsten“ wären natürlich dumm, wenn sie sich das nicht zu Kluge machten. In dieser Beziehung haben sie nie einen Zweifel an ihrem praktischen Sinn auskommen lassen. Ueber ihre Verdienste um das Vaterland, namentlich in kritischen Zeiten, geben die Meinungen weit auseinander — man lese nur die recht à propos erschienenen Neu-Ausgabe der „Nordpatrioten“ — über ihre Verdienste am Vaterland herrscht indef

bekannt. Jedenfalls hat er Recht gehabt mit seinem geflügelten Wort: Wer sich schämt, wird nicht reich.

Ein Auerblättchen des Wuppertals, das sich „Vorwärts“ nennt, will es die Arbeiter zu stumpfsinnigem Arbeitsschicksal „bilden“ möchte, hatte jüngst die Unverschämtheit, folgende Briefkasten-Notiz vom Stapel zu lassen:

Dem früheren Sozialdemokraten. Das offizielle Organ der Sozialdemokraten ist der „Vorwärts“. Es ist Tatsache, daß derselbe 1) das Dasein Gottes leugnet, den Menschen also zu einer höheren Stufe seines Tieres begräbt. 2) Er fordert zu politischem Reineid auf, die Heiligkeit des Eides ist natürlich für Leute nicht da, die an keinen Gott und an kein ewiges Leben und keine Vergeltung glauben. 3) Er proklamirt die „freie Liebe“, die Heiligkeit der Ehe kennt er nicht. Wenn also einem Sozialdemokraten die Frau nicht mehr gefällt, so kann er sie nach sozialdemokratischer Lehre weglegen, eine andere nehmen, nach einigen Wochen diese wieder weglegen u. s. f. Sollte man es wirklich für möglich halten, daß hier im Wuppertal und den angrenzenden Kreisen Arbeiter sich finden, die einer solchen Partei angehören? Und doch ist es so, daher Pflicht eines Jeden, diese Arbeiter aufzuklären. Wir glauben nicht, daß viele Arbeiter das wollen, was eigentlich die Sozialdemokraten anstreben. Verbreitet daher den „Vorwärts“.

Es verlohnt sich zwar eigentlich nicht der Mühe, dem Subelblat, an dessen Spitze natürlich ein Pfarrer steht — wahrscheinlich um seinem frechen Lügen die höhere Weihe zu geben — noch eine Antwort zu geben, insofern einmal heißt nicht immer, und so sei dem „Vorwärts“ hiermit erwidert:

1) Ist es nicht Tatsache, daß der „Sozialdemokrat“ das Dasein Gottes „leugnet“. Was er leugnet, ist nur, daß die „Beweise“ der Gläubigen für das Dasein Gottes wirkliche Beweiskräfte haben. Im Uebrigen ist er mit allen Gläubigen darin einig, daß das Dasein Gottes — unbegreiflich ist.

2) Ist es nicht Tatsache, daß der „Sozialdemokrat“ die „freie Liebe“, wie sie z. B. Milan, von Gottesgnaden König von Serbien, und die Mehrzahl seiner getriebenen Bettern, wie sie der fromme Sohn Herbert des frommen Reichskanzlers des deutschen Reiches, wie sie Stöcker's Mitbrüder in Christo, Hapke, und noch viele andere Große und Gläubige vor dem Herrn kultiviert haben und noch kultivieren, je proklamirt hat. Er hat die Arbeiter nie aufgefordert, sich diese Herrschaften zum Muster zu nehmen, und wir glauben auch nicht, daß viele Arbeiter des Wuppertals und der angrenzenden Kreise das wollen. Daher halten wir es für unsere Pflicht, sie über die Grundlagen eines würdigeren Verkehrs der Geschlechter aufzuklären.

3) Ist es nicht Tatsache, daß der „Sozialdemokrat“ die „freie Liebe“, wie sie z. B. Milan, von Gottesgnaden König von Serbien, und die Mehrzahl seiner getriebenen Bettern, wie sie der fromme Sohn Herbert des frommen Reichskanzlers des deutschen Reiches, wie sie Stöcker's Mitbrüder in Christo, Hapke, und noch viele andere Große und Gläubige vor dem Herrn kultiviert haben und noch kultivieren, je proklamirt hat. Er hat die Arbeiter nie aufgefordert, sich diese Herrschaften zum Muster zu nehmen, und wir glauben auch nicht, daß viele Arbeiter des Wuppertals und der angrenzenden Kreise das wollen. Daher halten wir es für unsere Pflicht, sie über die Grundlagen eines würdigeren Verkehrs der Geschlechter aufzuklären.

Kaus allen diesen Gründen lesen die Arbeiter des Wuppertals u. den „Sozialdemokraten“, halten sie stamm zur Sozialdemokratie und nehmen sie dem „Vorwärts“ für das, was er wert ist — nämlich nichts.

Eine jener nichtswürdigen Versammlungen der russischen Revolutionäre, wie sie das verlogene „Neue Wiener Tageblatt“ von Zeit zu Zeit aus Sensations-Begehr nachzubringen pflegt, macht wieder einmal die Runde durch die deutsche Presse. Danach hätten die „Richtigen“ die reiche Hausbesitzerin Kathilde Rosenfeld in Moskau, welche mit ihrem Mann häufig verkehrt und sie sogar (!) in ihrem Hause in der Soldatenskasernenstraße beherbergt haben soll, so daß sie insofern bestraft und unter polizeiliche Aufsicht gestellt worden sei, er mordet und herab. Sie wurde, heißt es, am 11. dies in ihrem Keller, auf einem Haufen Eis liegend, ermordet aufgefunden. Da die Ermordete in der letzten Zeit der Moskauer Polizei drei ihrer nichtswürdigen Freunde verraten hatte, vermutet man, daß der Mord von nichtswürdigen Freunden verraten wurde. Aus der Wohnung der Ermordeten waren alle ihre Privatkorrespondenzen und 30,000 Rubel in barem Gelde verschwunden.

Wenn der Mord überhaupt eine wahre Begebenheit zu Grunde liegt, das heißt, wenn eine Frau jenes Namens wirklich ermordet und begehrt wurde, so haben nichtswürdigen — das heißt Leute, die man als solche bezeichnet — gewiß nichts damit zu thun. Die russischen Revolutionäre haben wiederholt, und erst in der neuesten Zeit wieder, sich auf das Entschiedenste dagegen verwehrt, daß sie den Mord an Privatpersonen gutheißen oder gar über, und es ist ihnen auch noch nicht in einem Falle dergleichen nachgewiesen worden. Wer in Russland stiehlt, mit schamloser Frechheit fast am hellen, lichten Tage stiehlt, das ist die „von Gott“ eingesezte Obrigkeit, das hohe und niedere Beamtenkenn, und die Polizei macht da keine Ausnahme. Den Revolutionären andichten, was die in Amt und Würden sich breitmachende Spitzbuben-Gesellschaft tagtäglich thut und treibt, und was die „Richtigen“ gerade ausrotten wollen, heißt die Sache des Fortschritts und der Freiheit verstoßen. Eine Aufgabe, würdig eines „demokratischen“ Blattes, und darum heißt gerade das „Neue Wiener Tageblatt“ diese Art Blätter aus und die gesamte liberale und demokratische Tagespresse beut sich, sie ihm nachzubilden. Gedankenlosigkeit, Prinzipienverrat — dein Name heißt Journalistik.

Bedürftig sind es diese Art Sensationsnotizen Wiener Fabrikwesen, die erst in Westeuropa den Boden vorbereitet, dem die Stellenachseiten u. entsprungen sind.

Ein Festdichter unter allen Umständen. Wir lesen in deutschen Zeitungen:

Aus Krefeld, 19. August. Zur 75jährigen Jubelfeier der Erhebung des vierten westfälischen Infanterieregiments Nr. 17, an welcher General von Boyna und eine Deputation des Regiments, sowie zahlreiche frühere Angehörige des Regiments teilnahmen, fand heute unter Mitwirkung der Regimentsmusik und des Sängerbundes ein festlicher Akt in der Stadthalle statt. Nach einer von dem Landrat von Bönnighausen gehaltenen Ansprache hieß der Oberbürgermeister Ripper die Festteilnehmer Namens der Stadt willkommen, darauf brachte General von Boyna in begeisterten Worten ein Hoch auf den Kaiser aus. Schließlich trug der Dichter Emil Ritterhaus ein Festgedicht vor.

Offenlich nicht mit dem Refrain:
„Daß ein Geschlecht der Welt die Wächter für jeden Seyler, der noch lebt.“

Arbeiter, die Richter in Anklagezustand versetzen — das ist die neueste Kunde, die von jenseits des Ozeans einläuft, und die einen gestützten Bürger der Monarchie schier vor Entsetzen erstarren machen könnte. Was soll aus der Achtung vor der Autorität, dieser Grundlage aller staatlichen Ordnung, werden, wenn der Richterstand von der Rasse des Volkes nicht mehr als ein Blümchen rühr' mich nicht an betrachtet wird? Das ist ja der leidhaftige Umsturz.

Rum, wir wollen nicht leugnen, daß sich das Unternehmen der organisierten Arbeiter von San Franzisko, die dortigen Bundesrichter wegen willkürlicher Auslegung der Gesetze in Anklagezustand zu versetzen und ihre Amtsentsetzung herbeizuführen, mit der Justizverwaltung und den Grundrechten der Rechtspflege des heiligen preussischen Reiches deutscher Nation schwer vereinbaren läßt, aber wir sind leider so vollkommen, anzunehmen, daß es dem deutschen Richterstand durchaus nichts schaden könnte, wenn dem so wäre. An Ansehen kann er, nach einem bekannten Ausspruch, nicht viel verlieren, würde also nur die Wirkung bleiben, daß gewisse Leute ihre Auslegungsgelüste etwas einschränken dürfen.

Doch lassen wir diese Ruyenwendung auf das Land, dessen Richterstand wegen seiner Unabhängigkeit berühmt — war, und vernehmen wir, warum es sich in San Franzisko handelt. Es ist die Auslegung der Habeas-Korpus-Akte, d. h. der zum Schutz der persönlichen Freiheit erlassenen Gesetze, seitens der Bundesrichter des Staates Kalifornien in einem, der Chinesen-Einwanderung oder richtiger Einführung günstigen Sinne, der die dortigen Arbeiter zu dem oben angeführten Beschluß geführt hat. Ueber die betreffende Versammlung, die am 25. Juli stattfand, berichtet die San Franzisko „Abendpost“:

Die Rassenversammlung, die von der hiesigen Zigarrenmacher-Union einberufen und von den anderen Arbeiterorganisationen inoffiziell (zu der

ihrigen gemacht) worden war, ist ganz so abgelaufen, wie im Interesse der Sache gewünscht werden konnte. Keine Schmähreden, herausfordernden und dabei unpraktischen Deklamationen gewerksmäßiger Demagogen, keine unausführbaren Drohungen, sondern lediglich sachliche Darlegungen des neuen Uebelstandes und sofortige Anbahnung geeigneter Schritte, um denselben abzuschaffen — dies ist der überflüssige Inhalt dieser wichtigen Demonstration, an welcher sich gegen 5000 Bürger aus allen Ständen, aber meist Arbeiter, beteiligten.

Die neueste Beschlüsse ist bekanntlich die, daß die hiesigen Bundesrichter das Habeas-Korpus-Recht in einer Weise auslegen und anwenden, die der Chinesen-Einwanderung Thor und Thür öffnet und die bestehenden Gesetze zur Beschränkung derselben geradezu nutzlos macht.

Die Hauptenergie der Versammlung war daher auch sehr zweckmäßig gegen die beiden anstößigen Bundesrichter Sawyer und Sabin gerichtet, deren Anklage und Absetzung in einer Denkschrift an den Kongreß verlangt wird. Um jedoch mittlerweile den Folgen ihres Vergehens, d. h. dem massenhaften Einströmen unberechtigter Chinesen entgegenzutreten, wurde ebenfalls sofort ein Bürgerkomitee ernannt, dem die Organisation des Widerstandes mit allen geeigneten Mitteln aufgetragen ist. Und gleichzeitig wurde auch der nervus rerum gerendardum nicht vergessen, der durch allgemeine Subskription, insbesondere zur Bezahlung tüchtiger Anwälte, ausgebracht werden soll.

Die besonnene, durchaus praktische Haltung der neuesten hiesigen Rassenkundgebung gegen die Chinesen-Einwanderung kann nicht verfehlen, im Osten einen tiefen und imposanten Eindruck zu machen. Die bekanntesten gewerksmäßigen Schreier glänzten diesmal durch ihre Abwesenheit.

Soweit der Bericht. Ob die Arbeiter ihr Vorhaben durchsetzen werden, bleibt abzuwarten. Zunächst müßten sie es dahin bringen, daß das Repräsentantenhaus (die eigentliche Volksvertretung) einen Antrag in ihrem Sinne stellt und dann bedarf es zu seiner Annahme einer Zweidrittel-Mehrheit des Senats für denselben, deren Gewinnung zum mindesten zweifelhaft ist. Aber da die Arbeiter in der Chinesenfrage einen namhaften Teil des Kleinbürgerthums für sich haben, so ist wenigstens so viel wahrscheinlich, daß sie indirekt zu ihrem Ziel gelangen. Es kommt ihnen das Vorurteil einer beschränkten Menge zu Gute, und dieses ist — leider — heute meist ein viel wirksameres Bundesgenosse als das lauterste Recht, die unüberlegbare Güte der verschonten Sache.

Haben wie drüben, in der Monarchie wie in der kapitalistischen Republik ist eben Recht — Recht.

Zur Agitation für den internationalen Arbeiterschuh. Nachdem die Schweizerischen Räte beschlossen haben, auf's Neue die den verschiedenen Regierungen die Frage des internationalen Arbeiterschutzes anzulegen, ist es ganz besonders Pflicht der Arbeiter derjenigen Länder, deren Regierungen sich bisher zu der Frage gleichgültig oder ablehnend verhalten, sich kräftig zu regen, damit die Sache diesmal nicht wieder im Sande verlaufe. Dafür, daß dies in der nordamerikanischen Union geschieht, hat das „Philadelphia Tageblatt“, wie wir in einem Leitartikel desselben lesen, einen recht praktischen Schritt unternommen, den wir unsern Genossen in andern Ländern zur Nachahmung bestens empfehlen können.

Die „amerikanischen Arbeiter“, heißt es da, „suchen heute den Wettbewerb der europäischen durch die Zollgesetzgebung zu bekämpfen; die Einnahmehemmer, wahrlich die große Mehrheit, indem sie auf die Beibehaltung hoher Zölle dringen; die Anderen, indem sie die sog. Rohstoffe, meistens land- und forstwirtschaftliche Erzeugnisse, billig und daher zollfrei haben möchten, in der Hoffnung, sobald die auswärtige Industrie auf dem Weltmarkt unterbieten zu können.“

Das sind beides falsche Vorstellungen, welche die Arbeiter keinen Schritt weiter vorwärts bringen. Der Schutz Zoll fördert allerdings die Entwicklung einer noch schwachen Industrie, aber darum handelt es sich hier nicht mehr. Aber er erhöht nicht den Lohn, Ausnahmen abgerechnet, denn innerhalb des Schutz-Zoll-Gebietes kann und wird die Zahl der Arbeiter beliebig vermehrt, so daß ihr Wettbewerb schon das Steigen des Lohnes verhindert.

Was aber die „Eroberung des Weltmarktes“ anbelangt, so muß man um denselben in doppelter Hinsicht kämpfen. Einmal mit Kanonen, und England, mit denen man sich fremde Länder erschließt und unterjocht. Sodann mit dem Herzblut der Arbeiterschaft, welche billig, immer billiger werden muß, damit man die fremden Konkurrenten besiegen kann. Und schließlich, was jetzt noch an neutralen Märkten zu erobern ist, das ist wirklich der Mühe nicht wert.

Es handelt sich also darum, die amerikanischen Arbeiter von diesen zwecklosen Bestrebungen abzubringen und sie auf die Frage der internationalen Fabrikgesetzgebung zu leiten, worin wirklich ihr Schutz besteht. Diese Frage muß daher zur Tagesfrage in der Arbeiter-Bewegung gemacht werden.

Die amerikanischen Arbeiter wissen aber nicht von den Bestrebungen der Schweiz. Die englische Tagespresse hilft sich wohl, sie darüber aufzuklären, weiß wahrscheinlich auch selbst nicht viel. Wir Eingewanderte müssen ihnen also den Sachverhalt vorlegen. Thue darin Jeder, was er kann. Der Redakteur des „Tageblatt“ hat die Hauptrolle der großen Arbeiter-Verbindungen schriftlich aufgefordert, die Frage vor ihre Organisationen zu bringen und bei dem Staatssekretär, Hr. Bayard, Vorstellungen zu Gunsten des Eingehens auf die Anträge der Schweiz zu erheben.

Das ist natürlich nicht genügend. Die Vertreter der deutschen Gewerkschaften in den verschiedenen Zentral-Körpern müssen dabei das Thema aufwerfen und nicht ruhen, bis es zur Geltung gelangt. Es sollte in Zukunft an die englische Arbeiterpresse erörtert werden; eine knappegehaltene Darstellung der seitigen Bemühungen der Schweiz und des Kampfes der internationalen Fabrikgesetzgebung speziell für dieses Land, sollte in Pamphletform publiziert und massenhaft verbreitet werden. Und, wir wiederholen, die Sache hat Eile, da das Ziel der Schweiz wahrscheinlich nicht lange auf sich warten lassen wird.

Wir können nur wünschen, daß diese Anregung Erfolg hat, und, wie gesagt, das Beispiel zur Nachahmung bestens empfehlen.

Sollte man es für möglich halten? Auch über Heberproduktion an Pfaffen wird bereits in Deutschland gellacht. Wir sehen da bei selbsterständlich bereits von jenen rissigen Spöttern ab, die da meinen, an Pfaffen könne es überhaupt keine andere als Heberproduktion geben, sondern halten uns an das, was aus den ureigentlichen Kreisen der Gottesdämmer verlaute. Diese selbst sind es, denen vor dem Zuwachs, den ihnen die Universitäten alljährlich in Hülle und Fülle spenden, Angst und Bangen wird. Im Jahre 1876, lesen wir in einer davon handelnden Notiz, zahlten die 17 evangelischen Fakultäten in Deutschland 1595 Theologen, 1879 bereits 1945, 1882 schon 3007, bis sie im Jahre 1886 das Maximum von 4837 erreichten. Von 1895 bis auf 4837 in zehn Jahren! „3000 genügt“, seufzt die „Christliche Welt“, ein Pfaffenblatt, zu dieser Statistik.

Ja, die Bourgeoisie braucht nicht nur Pfaffen zur Befehrung ihrer Arbeiter, sie braucht auch Pfaffenposten zur Unterbringung ihrer Söhne. Ein Bedürfnis ist immer stärker wie das andre. Beide sind zwar sehr naturlicher Natur, aber den Geredeten gereichen alle Dinge zum Guten, und so kommt das Land zu immer mehr Kirchen, auf dem Wege der „Wechselwirkung“.

Vom launmännlichen Proletariat. In Koblitz (Schlesien) warf sich, wie die Zeitungen berichten, vor einigen Tagen ein junger Mann unter die Räder eines Zuges und wurde überfahren. „In den Klaidern des Selbstmörders fand man einen Brief, aus welchem man erah, daß derselbe Reisender für eine Kunstbutterfabrik in Breslau war. In dem Brief theilte der junge Mann mit, daß er von seinem Prinzipal nur 50 Mark Monatsgehalt erhalten und mit dieser Summe nicht habe auskommen können. Er habe in Folge dessen verschiedene Gelder, die er für das Geschäft eingezogen, für sich verbraucht und müsse deshalb, um der Schande zu entgehen, sich das Leben nehmen.“

Fünzig Mark Monatsgehalt für einen Reisenden! So etwas ist auch nur im Land der systematischen Lohnhärerei möglich. Aber es ist nicht logisch, daß nach dem Industrieproletariat nun auch das launmännliche Proletariat an die Reihe kommt. Schon beginnt es in seinen Reihen zu togen, und je mehr das durch nichts, absolut nichts mehr gerechtfertigte Standesvorurteil dahinschwindet, um so größer wird der Zuwachs sein, den es der sozialen Befreiungsarmee stellt. Und die aus den Reihen der bisher privilegierten Klassen dem kämpfenden Proletariat

zugetriebenen, verbürgen nicht nur durch die numerische Verstärkung die sie ihm bringen, den politischen Sieg desselben, sondern auch durch die technischen Hilfskräfte, die sie darstellen, seine endgültige wirtschaftliche Befreiung.

Auch zum Thema vom gleichen Recht gehört folgender Vorgang, der sich in Hamburg abgespielt. Dort hatte die Schloßer-Innung während des Streiks der Schlossergesellen eine Liste anfertigen lassen, in welcher diejenigen Gesellen, welche die Arbeit niedergelegt hatten, verzeichnet waren. Die Meister waren aufgefordert, diese Gesellen nicht wieder in Arbeit zu nehmen. Mehrere Gesellen, welche in der Liste verzeichnet waren, wandten sich an die Staatsanwaltschaft um Bestrafung des Vorstandes der Innung, da ihr Vorgehen durch das Gewerbegesetz verboten sei. Die Staatsanwaltschaft hat jedoch dem Ansuchen der Gesellen keine Folge gegeben, weil die Anfertigung der Listen nicht als strafbare Handlung angesehen werden konnte.

Natürlich! Umgekehrt aber würde ein Schuß daraus — bemerkt dazu ein deutsches Arbeiterblatt.

Es hätte auch sagen können, ein Streik. Aber freilich, das hätte es nicht sagen dürfen.

Recht barbarische Zustände herrschen doch noch in Mexiko. Man höre nur, was amerikanische Zeitungen von dort zu berichten wissen:

Auf der mexikanischen Centralbahn waren seit einiger Zeit fortgesetzt Diebstähle an Frachtgütern bemerkt worden, ohne daß es gelingen wollte, die Schuldigen herauszufinden. Die meisten Diebstähle wurden so lüch und geschickt ausgeführt, daß sie von den gewöhnlichen mexikanischen Arbeitern nicht verübt sein konnten; man hatte daher die amerikanischen Angestellten um Verhaftung. Nun ließ der Geschäftsführer sich einen Experten „Pinterton“ kommen und stellte ihn als Bremser auf einem der wichtigsten Frachthüge an. Der Verhaftete derselben lenkte sich auf zwei Schaffner, denen er sich denn auch bald mit dem Vorschlag zu einem gemeinsamen großen Diebstahl näherte.

Die Schaffner merkten aber die Absicht, baten sich Bedenkzeit aus und machten unterdessen dem Polizeihauptmann der Stadt, wo der Zug gerade lag, Mitteilung. Dieser empfahl ihnen scheinbar Einwilligung, und als sie Nachts mit dem „Pinterton“ eben an der Arbeit waren, tauchte der Polizeihauptmann nebst mehreren Polizisten auf und verhaftete alle drei. Die Sache kam vor das Kriminalgericht und der Lockspiegel wurde zu 13jähriger Zwangsarbeit in einer Strafanstalt auf Yucatan verurteilt. Der Eisenbahnsuperintendent Radenzio eilte zwar herbei und setzte den Richter von Sclao den ganzen Zusammenhang auseinander, das half aber nichts. Der Geheimpolizist, meinten sie, habe versucht, zwei unschuldige Männer ins Unglück zu stürzen und daran andere der ganze Plan zur Entdeckung der Diebe nichts. Ja, sie ließen ganz deutlich durchblicken, daß es eigentlich ihre Pflicht wäre, auch Herrn Radenzio als Veranstalter des Ganzen in ihre Obhut zu nehmen und nach Yucatan zu schicken. Jedemfalls werde das im Wiederholungsverlauf geübt. Der „Pinterton“ soll schon auf dem Wege nach Yucatan sein; die Bahnverwaltung aber ist im Begriff, den Präsidenten um seine Begnadigung anzufragen.

„Daß Ruiz Diaz“, bemerkt dazu der Chicagoer „Vorbote“, „sich dem Herrn Eisenbahnsuperintendenten zugänglicher zeigen wird als die Richter, ist sehr fraglich.“ Der Lockspiegel wird also dreißig Jahre Zeit haben darüber nachzudenken, ein so schönes Ding es doch ist um die höhere Kultur — im Osten. In den Vereinigten Staaten hätte er für seine „Unbilligkeit“ eine seltene Dotation, im Reich der Gottesfürcht und frommen Sitten für seine „Pflichttreue“ eine eklatante Genugthuung erhalten. Und jetzt 13 Jahre Zwangsarbeit — o weh! barbarische Sitten!

Und wer den Papst zum Betier hat... Unser Freund Jessko von Puttkamer ist nicht mehr Kanzler von Kamerun. Er ist zum Reichskommissar im Logo-Gebiet vorgerückt, was eine Erhöhung seines Gehalts von 12,000 Mark auf 18,000 Mark bedeutet.

Man sieht, auch wenn man bei noch so viel Examen — vorbeizieht, kann man es zu etwas in der Welt bringen. Man muß nur guten Geschmack in der Wahl seiner Eltern an den Tag legen.

Zum Kapitel: „Moral“. Unser nordamerikanisches Bruderorgan, der New-Yorker „Socialist“, hatte vor einigen Wochen zur Kennzeichnung der Moral der „Anständigen“ einige Lieber veröffentlicht, die auf einem Fest der New-Yorker Turner aus den Kreisen der Bourgeoisie als ein Teil des Festprogramms gesungen worden waren und die sich ausschließlich auf dem Gebiete der niedrigsten Zote bewegen. Diesem Wille aus einer im Verkommen begriffenen Gesellschaftsklasse, die an keine Ideale mehr glaubt, hat der „Socialist“ die aufstrebende, die Zukunft der Menschheit verkörpernde Arbeiterklasse entgegengehalten. Ob er in dieser Hinsicht des Guten etwas zu viel getan, wollen wir nicht nachträglich untersuchen — genug, der in Detroit erscheinende „Arme Teufel“ nahm an einigen Stellen des „Socialist“ Anstoß und schrieb u. a.:

„Wenn aber der „Socialist“ bei dieser Gelegenheit auf Kosten der Prominenten“ und der Bourgeoisie die Moralität der Arbeiter herausstreicht, so ist er leider auf dem Holzweg. Gerade solche Schweinereien werden auch bei den Arbeitern bisweilen gesungen und mit großem Gusto aufgenommen. Inmerhin kann es bei Arbeiterfesten nicht vorkommen, daß man die gedruckte und ausgesprochene Zote mit in's Programm nimmt; und während der gesungenen Zoten gegen das wahrhaft Schöne Krampf bleibt, zieht der Arbeiter im Großen und Ganzen das Schöne und Gute habende, wenn es ihm nur gereicht wird, immer dem Gemeinen vor.“

Darauf erwidert der „Socialist“ in seiner neuesten Nummer, und wir können ihm nur beistimmen:

„Wir haben dieser Notiz, die ähnlich auch in andern Arbeiterblättern zu finden war, nur hinzuzufügen, daß wir durchaus nicht daran denken, die Moralität der Arbeiter herauszuströmen. Im Gegenteil, wir stehen ganz auf dem Standpunkt, welchen die alten Griechen eingenommen haben: Wir lagern auch über ein „naturwüchsiges Bölein“ im frühlichen Zeiterkreise.“

Niemand wird die kernigen Schnadaßpfeiler unserer alten Heimath aber in einen Topf mit den Programmliedern der Herren „Zentralen“ werfen können, und wenn in Arbeiterkreisen „am Schluß“ einer Anspielerei hin und wieder anklingende Lieber gesungen werden, so dürfen wir nie aus den Augen lassen, daß der Arbeiter im gewöhnlichen Leben überhaupt in Opposition zur moralischen Heuchelei bei den Prominenten sowohl, als auch zu der wahnsinnigen antichristlichen Tendenz des Christenthums steht.

Die bodenlose Verkommenheit unserer Prominenten kennzeichnet sich eben dadurch, daß die Schweinereien im steigenden Maßstabe den ganzen Inhalt eines vorher bestimmten Programms ausmachen; eines Programms, welchem sich lebende Bänder derselben Tendenz würdig anschließen. Die Verkommenheit unserer Prominenten kennzeichnet sich ferner dadurch, daß „diese“ Programme jährlich wiederkehren. Wir wissen, daß diese Geschöpfe mit ihren Janusgesichtern Produkte der wahnsinnigen „göttlichen“ Gesellschaftsordnung sind. Die natürliche Liebe des Menschen sind durch den „Moralismus“ zu Untugenden gestempelt. Die kapitalistische, die Moral-Ehre, sie muß derartige Auswüchse zeitigen, denn sie hat die Unbesriedigkeit hinter sich, und was darin einen Ursprung nicht findet, das hat denselben in der Heberfüttigung —

Deutsche Blätter machen sich über eine Annonce im „Leipziger Tageblatt“ lustig, in der „Ein Sachse“ die Forderung erhebt, Dresden zur Reichshauptstadt zu erheben, um „im östlichen Mitteldeutschland einen festen Halt zu haben und eventuell das bedeutsame Eisenbahntransportmaterial gegen den etwa einbringenden Feind sichern zu können.“

Ob hinter diesem besorgten „Badröten“ nicht ein sehr industrieller Horkath steht? Die Zeiten sind schlecht, die Seele des guten Bürgers schreit nach einem christlichen Profit, und so ein Bau- und Grundstücks handel mit dem Fiskus, das heißt, davon weiß man gerade in Dresden ein nettes Lied zu singen, und darum auf gepaßt!

*) Die sog. „Spitzen der Gesellschaft“.

— Die Sioux — der letzte übrig gebliebene Indianer Stamm von einiger Bedeutung — wollen den neuen Vertrag, wonach ihnen andere Reservatorte (Gebiete, die ihnen mit bestimmten Zusicherungen als freie Jagdgründe überwiesen werden) als die bisherigen angewiesen werden, nicht unterzeichnen. Und sie geben für ihre Weigerung Gründe an, welche allerdings für „zivilisierte“ Weiße kaum stichhaltig, aber immerhin der Erwähnung werth sind. Einer ihrer Sprecher wies nämlich auf die früheren Verträge hin, die sämtlich von den Weißen gebrochen wurden und fragte, weshalb neue Verträge unterzeichnet werden sollten, ehe die Bedingungen der alten erfüllt seien. „Wir verstehen Euch nicht.“ — fuhr er wörtlich fort, — „Ihr habt zwei Papiere, ein schwarzes, für uns zu zeichnen mit „Ja“, und ein rothes, für uns zu zeichnen mit „Nein“. Wir wollen keines von beiden zeichnen.“ „A“, wie unschuldig ist doch der wilde „rothe Mann“. Er weiß noch nicht, daß unsere ganze hochgelehrte Gesellschaftsordnung darauf beruht, daß wir „Ja“ und „Nein“ sagen, ohne weder das Eine noch das Andere zu halten. (Chicagoer „Vorhol“.)

— Frankreich. Ueber den Austritt der Possibilisten aus der „Gesellschaft der Menschenrechte“ schreibt unser Pariser Korrespondent nach:

Auch die possibilistischen Führer hatten — noblesse oblige — beim Ausbruch des Erdbarbeiterstreiks ein Meeting zu Gunsten der Streikenden einberufen. Der relativ schwache Besuch desselben und noch mehr der Verlauf der Versammlung zeigte deutlich, welcher Gegensatz zwischen der Masse der Possibilisten und den maßgebenden Führern derselben sich herausgebildet, und daß der unter dem Deckmantel der boulangistischen Gefahr erfolgte Beitritt zur „Gesellschaft der Menschen und Bürgerrechte“ eine Spaltung herbeiführen drohte. Der Streik gab Anlaß, die von Broussé, Allemane, Joffrin eingeschlagene Taktik einer scharfen Kritik zu unterziehen, die Unnatur, das Prinzipienlose eines Kompromisses mit den bürgerlichen Parteien hervorzuheben. Die possibilistischen Stadträte Kettes und Faillat, welche sich von Anfang an von der bürgerlich-sozialistischen Koalition, als einem Verstoß gegen das Parteiprogramm, ferngehalten, griffen diese scharf an, und ihre Ausführungen wurden durch lebhaften Beifall, durch beständende Zwischenrufe unterstützt. So offen trat die Gefahr, welche verschiedene possibilistische Führer liefen, ihren Einfluß zu verlieren, zu Tage, daß etliche Tage darauf die Zeitungen den Austritt der Possibilisten aus dem Clemenceau-Ranc-Joffrin'schen Wahlbündel meldeten. Die betreffenden Mitglieder motivierten ihren Austritt damit, daß die boulangistische Gefahr nicht mehr bestehe. Aber indessen den „Parti Ouvrier“ verfolgt hat und daselbst noch bis zur letzten Stunde die Existenz dieser Gefahr behauptet fand; wer weiß, daß kaum acht Tage zuvor, als die Gefahr weder größer noch kleiner war, Allemane sich zum Generalsekretär der „Gesellschaft der Menschen- und Bürgerrechte“ wählen ließ, und das Amt eines Berichterstatters über eine zu erörternde Frage annahm, für den liegt es auf der Hand, daß die possibilistischen Führer bei ihrem Austritt dem Druck der Parteimeinung von unten nachgeben mußten. Der „Temps“ bemerkt hierzu ebenso dasjenige wie richtig: „Die Führer folgen wieder einmal dem Heere, um den Anführer zu haben, daselbst zu kommandieren.“ Gerüchteleise verlautet, daß eine Reihe von zur Partei gehörigen Gewerkschaften, Studienvereinen u. d. Austritt aus der Gesellschaft zur conditione sine qua non ihrer Parteizugehörigkeit machten, und daß sich die Führer vor der unangenehmen Alternative sahen, sich zu „unterwerfen oder abzugeben“. Die Masse der possibilistischen Partei hat durch diesen Druck einen Beweis ihres demokratischen Geistes, ihres Klassenbewußtseins geliefert, in dem die Bürgerlichkeit liegt, daß sie sich trotz aller Hindernisse allmählich zur vollen Klarheit durcharbeiten wird. — On.

— Da die Verdächtigungen, welche der Pariser „Parti Ouvrier“ gegen den Kollektivisten Boulé wegen seiner Thätigkeit während des Erdbarbeiterstreiks geäußert, auch in deutschen Arbeiterblättern abgedruckt worden sind, so halten wir es für nicht mehr als recht und billig, hier auch die Antwort folgen zu lassen, welche das Komite der Erdbarbeiter auf die „indiskrete Frage“ des Possibilistenblattes diesem hat zugehen lassen, die aber von den Bourgeoisblättern fälschlich todgeschwiegen wurde. Die gegen Boulé ausgesprochene Verdächtigung, boulangistischer Agent zu sein, stützt sich darauf, daß er die letzten Sitzungen „seines“ Streik-Komitees in den Bureau eines boulangistischen Blattes abgehalten, daß er von Rochefort Geld erhalten habe, um die Frau eines ausgewiesenen belgischen Streikenden über die Grenze zu schaffen; daß er bei Gelegenheit des Begräbnisses des Generals Cudde der Streikklasse 90 Fr. entnommen und dafür einen Kranz von rothen Ketten gekauft und denselben auf den Leichenwagen niedergelegt habe.

Darauf antwortet das Komite (wir lassen die nebensächlichen Stellen seines Schreibens fort):

- „Nun, wir erklären:
- 1) Daß Boulé keinen Schritt gethan hat ohne Bewilligen des Komite.
 - 2) Daß das Komite der Frau Serotine, die dem Streikkomite das Redaktionszimmer des „Cri du Peuple“ für seine Sitzungen zur Verfügung stellte, ganz ohne sein Zutun erfolgt ist.
 - 3) Daß es absolut unwahr ist, daß Boulé die Blumen für den Kranz bestimmt hat, den die streikenden Erdbarbeiter bei der Beerdigung des Bürger Cudde getragen.
- Obwohl es ist unwahr, daß der Kranz aus der Streikklasse bezahlt worden ist. Er ist aus der Kasse der Syndikatskammer bezahlt und von einem Vorstandsmittglied derselben gekauft worden.
- Bürger Boulé hat allerdings vom Streikkomite den Auftrag erhalten, die nötigen Schritte zu thun, um den Familien der ausgewiesenen Unterthünen zu verschaffen und die Frauen in den Stand zu setzen, ihren Männern zu folgen.
- Wehr noch, er hat den Auftrag erhalten, sich um Beschaffung von Mitteln für die Unterthünen des Streiks zu bemühen, unter der Bedingung, daß diese Mittel nicht aus dem geheimen Fonds kommen.
- Für das Streikkomite.
- (Folgen die Unterthünen.)

Um diese Auseinandersetzung zu verstehen, muß man wissen, daß in Paris in der Regel eine ganze Anzahl Blätter in einer und derselben Redaction hergestellt werden und insoweit dessen die Redaktionsräume oft nicht bei einander liegen. Das ist nun wohl beim „Cri du Peuple“ und „Sociale“ der Fall, von denen der erstere der Frau Serotine, die letztere dem mit derselben eng verknüpften Georges de Labruyere gehört, genau so wie das „Parti Ouvrier“ aus dem gleichen Lokal mit einer ganzen Anzahl Bourgeoisblätter hervorgeht. Wir können hier durchaus nicht sagen, daß wir das Verhältnis irgend haben, es ist die Ursache einer ganzen Reihe von Mißständen in der Pariser Journalistik, aber es besteht einmal, und darum ist es höchst unaußer gehandelt, daraufhin in einem einzelnen Falle eine Verdächtigung aufzubauen. Doppelt unaußer von Seiten, die einer weniger rühmlichen als schlaun Ausnutzung derselben ein gutes Theil ihrer politischen Karriere verdanken und die, als Jules Guesde und seine Freunde gerade um des erwähnten de Labruyere willen aus der Redaction des „Cri du Peuple“ hinausgedrängt wurden, so prompt den Weg in dieselbe fanden. Frau Serotine ist heut dieselbe, die sie damals war, und wenn das Streikkomite in dem Augenblick, da es durch die Schließung der Arbeitsbüros obdachlos wurde, ihr Anerbieten annahm, war das vielleicht nicht klug gehandelt, aber nur ihrer Willen oder ein schlechtes Gewissen kann daraus eine Anklage aus boulangistische Antriebe herleiten.

Wir können unsere Freunde in Deutschland nicht genug vor den Pariser Berichten der Bourgeois-Presse warnen. Als in der Pariser Presse selbst, herrscht auch bei ihnen die Schablone vor, sie schafften Alles in die Begriffe Boulangisten und Anti-Boulangisten ein, und kommen dadurch oft zu sehr falschen Schlüssen.

Es gibt in Frankreich eine ganze Anzahl von Sozialisten, und darunter solche von hoher Intelligenz und bewährtem Charakter, die zwar über den persönlichen Werth oder Unwerth des Selben Boulangier durchaus im Klaren sind und keinen Finger für ihn rühren würden, die aber es für ebenso verkehrt halten, sich auf die sehr gemischte Gesellschaft einzulassen, die sich als Anti-Boulangisten aufspielen. Sie sind der Ueberzeugung, daß in dem Augenblick, da Boulangier am Boden liegt, der Opportunismus mit Feery und Konsorten wieder das Best in die Hand bekommt, das heißt die Partei des Stillstandes oder der Rückwärts-Revision, während sie Boulangier selbst für ungefährlieh, seine ewigen Diktaturgelüste für aussichtslos halten. Von dieser Auffassung aus, mit der wir uns übrigens nicht identifiziert haben wollen, gewinnt (schon) das Verhalten Rochefort's, der nie ein konsequenter

Sozialist und Revolutionär, sondern stets nur ein wichtiger Tagespolitiker, ein anderes Aussehen als in den Augen der Opportunisten und ihrer mehr oder minder bürperten Handlanger. Wenn wir daher heute in den Blättern lesen, daß Rochefort den Blanquisten die Mittel vorgehoben haben soll, den „Cri du Peuple“ anzufassen, und daß dieser fortan unter der Redaktion Ed. Dollant's erscheinen soll, so halten wir das für durchaus glaubhaft. Der Name Dollant's aber bürgt uns für die unabhängige Haltung des Blattes.

— England. Das nachfolgende Schriftstück geht uns mit der Bitte um Veröffentlichung zu:

„Internationale Disziplin.“

Wir lenken die Aufmerksamkeit der Sozialisten aller Länder auf folgenden Beschluß, welcher auf dem Kongreß der Sozialdemokratischen Federation, der letzten Montag abgehalten wurde, ohne Widerspruch gefaßt wurde:

Die Sozialdemokratische Federation Englands in öffentlicher Versammlung wünscht ihre Brüder auf dem Festland zu dem wachsenden Fortschritt und der immer mehr ersichtlichen Organisation und Disziplin der sozialdemokratischen Parteien in Europa zu beglückwünschen, und erachtet es für unbedingt notwendig, daß eine lebhafte Verbindung und ein besseres Zusammenarbeiten der Sozialisten der verschiedenen Nationen miteinander stattfinde.

Zu diesem Ende und um Verwirrungen vorzubeugen, fordert der Kongreß der Sozialdemokratischen Federation Englands die sozialdemokratischen Verbindungen auf dem Festland auf, sich über die Grundbestimmungen, welche den internationalen Verkehr und das Zusammenarbeiten leiten sollten, in Einklang zu setzen.

Diese Grundsätze sollten, der Meinung der englischen sozialdemokratischen Partei nach, zur Grundlage haben das Recht jeder nationalen Verbindung, das Ziel und die Taktik zu verfolgen, welche sie selbst am richtigsten erachtet, da diejenigen, die am Plage selbst leben, die Dinge dort am besten zu beurtheilen fähig sind; Ausländer sollten sich beim Zusammenarbeiten der Führung der nationalen Partei, welche sie zu unterstützen suchen und mit welcher sie zu arbeiten wünschen, unterwerfen.

Indem wir so einerseits verlangen, daß die ausländischen Sozialisten und die ausländischen sozialdemokratischen Parteien sich unserer Disziplin unterwerfen sollen, und in all dem, was sich auf die Thätigkeit und Propaganda in England bezieht, unserer Führung folgen, halten wir es ebenso für unsere Pflicht und sind durchaus gewillt, den Weisungen buchstäblich Folge zu leisten, welche wir von ausländischen sozialdemokratischen Parteien erhalten, in Bezug auf jeden Antheil, den wir für die Ausbreitung der sozialistischen Sache in jedem anderen Lande außer unserem eigenen zu leisten fähig sind.

J. W. Lee, Sekretär
der Sozialdemokratischen Federation.

Korrespondenzen.

Leipzig, Ende August. Ueber dem Kampfe gegen unsern Unterdrücker auf politischem Gebiete wollen wir auch unsere ökonomischen Ausbeuter nicht außer Acht lassen, sondern jede Gelegenheit benutzen, den uns noch fernstehenden Arbeitern über den Charakter unserer heutigen Arbeitsweise die Augen zu öffnen. Zu der Frage, wie der Profit der Herren Fabrikanten entsteht und gesteigert wird, und wie die Siege der deutschen Industrie auf dem Weltmarkt nur auf Kosten der Arbeiter, durch die elenden Hungersöhne, erzielt werden, können wir heute ein lehrreiches Beispiel liefern. Die Leipziger Wollkämmerei ist das größte Establishment Deutschlands in dieser Branche; in dieser Fabrik, die der „genialen“ Leitung des famosen Herrn Ostermann untersteht, sind gegen 2000 Frauen, sog. Mädchen und nur circa 800 Männer beschäftigt, die Tag und Nacht abwechselnd arbeiten, mit Ausnahme der Arbeiter, die nicht an der Maschine beschäftigt sind. Die Lohnverhältnisse sind geradezu entsetzlich; bei einer täglichen Arbeitszeit von 12 Stunden erhalten die Frauen 7—9 Mark, die jugendlichen Arbeiterinnen nur 5—6 Mark, die männlichen Arbeiter 13,50 bis 18 Mark pro Woche. Außerdem arbeiten gegen 70 Mann, die Sortierer, auf Stüd. Hier herrscht nun das System der Ausbeutung in vollendetester Blüthe. Der Lohn wird erst gemacht, nachdem die Sortierer eine Woche gearbeitet haben; es weiß daher keiner von den Arbeitern, was er verdient hat. Mit dem Gewicht steht es genau so. Sagt ein Lagerarbeiter dem Sortierer, wieviel die Ballen wiegen, so wird er bestraft, und wenn es öfters vorkommt, wird ihm der Abschied erteilt. Die Sortierer müssen absolut zufrieden sein mit dem, was sie ins Buch geschrieben erhalten. Ein Sortierer muß, wenn er in der Woche 20 Mark verdienen will, mindestens 40 Jentner Wolle sortiren. Nach nun ein Sortierer etwas mehr, das heißt geht er einmal über seine Kräfte hinaus (was für die Dauer gar nicht auszuhalten ist), so wird ganz einfach der Lohnsatz herabgesetzt, denn sonst wäre es auch nicht möglich, daß diese Biederer jährlich außer ihren Zinsen 25% Dividende einheimen könnten. Auf diese Weise kommt es vor, daß ältere Arbeiter, die nicht mehr recht mit fortkommen können, über 7—12 Mark verdienen. Beschweren sich nun die Arbeiter, daß es zu wenig ist, so wird denselben ganz einfach die Thüre gewiesen, und hierin ist besonders ein Gentleman Namens Gunnel aus Reichensbach thätig, welcher, nebenbei bemerkt, bei Kartoffelgaleen und Heringsseuche aufgewachsen ist, also aus eigener Erfahrung das Elend dieser Hungersöhne kennen sollte. Außer diesen Sortirern sind noch einmal soviel Mädchen beschäftigt, welche dieselbe Arbeit sogar noch 33—50% billiger machen müssen. Wie dann die Höhe dieser Armut aller Opfer dieser Ausbeutung sich gestalten, das bedarf wohl keiner weitern Ausführung.

Wie ganz anders nehmen sich gegen die Hungersöhne der Arbeiter die Gehälter der Beamten aus. Der Direktor allein bezieht jährlich 50,000 Mark, der Prokurist 12,000 Mark, der Obermeister 6000, resp. 5000 Mark, das übrige Komptoirpersonal zusammen circa 18,000 Mark. Rechnen wir die Meister und Vorarbeiter hinzu, die circa 75—80,000 Mark bekommen, sowie die kolossalen Gratifikationen, welche dies Heer der Ausbeuter verschluckt, so steht unweifelhaft fest, daß die Beamten und Meister mehr Gehalt beziehen, als die sämtlichen Arbeiter.

Sollten diese Gegensätze zwischen den Löhnen der Arbeiter und den Gehältern der sog. Beamten und Leiter, namentlich des völlig aberlässigen Direktors, nicht auch dem Indifferentesten die Augen öffnen über den Wahnsinn und die Ungerechtigkeithen solcher Produktionsverhältnisse, die einem langsamen Hinmorden der Arbeiter gleichkommen!

Ein anderes, nicht minder bezeichnendes Beispiel aus der Ausbeuter-Praxis kann ich aus Breitenfeld (bei Leipzig) melden. Ein Muster-Dekonom Namens Bach, ein keuscher Junggeselle, dem bei der Ordnung der Wirtschaft ein Prüdeln hülfreich zur Seite steht, beschäftigt fast ausschließlich polnische Arbeiter, denn mit dem, was Bach „Efen“ nennt, kann sich ein deutscher Arbeiter, schon aus Gründen der Reinlichkeit, nicht begnügen. Seit 4 1/2 Jahren beschäftigte dieser Muster-Patriot, der für den Schuß der „nationalen Arbeit“ schwärmt, einen 60jährigen Mann, Namens Pfeiffer, der bei Wind und Wetter, Frost und Hitze in dem völlig ungedeckten Wagen täglich die Milch nach Leipzig fuhr, und Alles, was man ihm auftrag, pünktlich und gewissenhaft ausführte. Daß der alte Mann schließlich den Unbilden des Wetters und der Schwere seines Dienstes erlag, ist kein Wunder. Vorigen Winter mußte er den Posten aufgeben und lag den ganzen Winter durch krank zu Bette. Bach hatte nun aber den alten Pfeiffer in keiner Krankenkasse versichert und gab ihm nur sechs Wochen hindurch eine kleine Unterstützung, so daß der fränke, alte Mann natürlich den letzten der paar ersparten Pfennige aufbrauchte. Als er einigermaßen genesen war, ging er auf das Gut, wo er nur das „Grüdeln“ traf. Auf ihre Frage, wie es ihm gehe, antwortete Pfeiffer, es ginge schon, wenn er nur etwas zu beißen hätte, was ihm wieder zu Kräften verhelfen würde. Und was geschah? Ohne ihm auch nur ein Stückchen Brod zu verabreichen, wurde er wieder fortgeschickt! Als er später wieder kam, um ein Zeugnis sich ausstellen zu lassen, beschuldigte ihn Bach ganz unvertreten des Diebstahls, und das nahm sich der alte Mann so zu Herzen, daß er unter der Schwere, auf seine alten Tage noch des Diebstahls bestraft zu werden, zusammenbrach und in's Grab sank. Und fragen wir,

warum der edle Herr Bach diesen insamen Vorwurf ergab, so liegt die Antwort nahe. Um den finanziellen Folgen in Bezug auf die Nichtanmeldung bei einer Krankenkasse zu entgehen, suchte er Pfeiffer auf diese Weise einzuschüchtern! Um der paar lumpigen Mark willen! Das that der Mann, der in allen Kreisvereinen das große Wort führt, der, wenn er andere Ausbeuter bei sich als Gäste empfängt, es nicht theuer und „nobel“ genug finden kann, der die Worte Religion und Moral festfort im Munde führt!

Ich denke, diese zwei Bilder aus Stadt und Land sollten auch den Reichthümlichen zum Nachdenken veranlassen, wie es eigentlich mit der Harmonie zwischen Kapital und Arbeit, und mit dem Christenthum dieser Leute beschaffen ist.

Der rothe Klic.

Sprechsaal.

Erklärung.

Die letzte Nummer der „Autonomie“ enthält einen gewislich falschen Bericht über eine rothe Vergewaltigung, welcher ich am Samstag, den 11. d. M., in dem Lokale der gleichnamigen anarchistischen Gruppe ausgesetzt gewesen bin. Indem ich das konstatire, erkläre ich zugleich, daß ich es verachte, mich mit Leuten à la Rink, Sundersen, Wübbeler und den übrigen Vertrauten eines Peulert, die meuchlings und verrätherischer Weise zu einigen Duzenden und zum Theil mit faulstüchlichen Knäueln über einen einzelnen, wehrlosen Menschen herfallen, in eine öffentliche Diskussion einzulassen.

London, 26. August 1888. Ferdinand Gillis.

Quittung.

Für Unterstützungszwecke erhalten von Gregor M. 300 — quittiert
Leipzig.

Briefkasten.

der Redaktion: Briefe und Einsendungen u. sind eingetroffen aus Leipzig, Breitenfeld.

der Expedition: C. H. B. Vadn.: Fr. 125 — (Fb. Stg. 5 —) à Cto Ab. u. Scht. erh. — Die Gemüthlichen in Ottenfen: M. 2 — pr. Uf. d. d. erh. — Die rothe Wanne: M. 140 — à Cto Ab. u. Scht. erh. — Hllg. notirt. Ab. der Reihe nach geord. Weiteres Hll. — Kother Wenzel: Hllg. u. Ab. notirt. — Kommerz.: Nachr. v. 22 ambulanz hier. — Zeigig: Nachr. v. 21. hier. Bechnmal übertrieben. — Rasse: Scht. Hllg. notirt. Folgt später. — Fr. R. Wien: Fr. 5 1/2 (Gst. 2 50) à Cto Ab. erh. — J. V. D. Bajer: Fr. 45 — M. 2. Du. erh. — Adnus: M. 70 — à Cto Ab. u. Scht. erh. Hllg. notirt. — Kother Boigländer: M. 65 — à Cto Ab. u. Scht. erh. Ab. geändert u. gelöst. Weiteres Hll. — Spitzelneß: Alles erh. M. 300 — à Cto Ab. u. Scht. erh. Weiteres Hll. — Hilzbühl: M. 28 80 Ab. 3. Du. erh. Ab. geordnet. — Hllg. W'hr.: Fr. 30 — M. 2. u. 3. Du. erh. — „Vorwärts“, Melbourne: Hll. v. 17/7. a. 24/8. erh. Kostrich erh. — Decyus i. 2.: Ab. gelöst. — Müller Cincinnati: Dicht. Sch. betr. abg. Hllg. notirt. Fr. 10 15 (hon in voriger Nr. quitiert) — C. G. Antwerp: Hll. erh. Hllg. notirt. Gewünscht folgt. Hll. mehr. — Heinrichs, R. York: Hllg. notirt. Hest 1—13 bildet 1. Band, Hest 14—24 den 2. — Stonel: Hllg. hier. M. 402 86 à Cto Ab. u. Scht. erh. Hllg. notirt. Best. abgegeben. — Rasse: Kusknuff d. erh. Hll. mehr. — Arabi Pascha: Hllg. notirt. Das Wunder immer noch übernatürlich. — Kaimund: P. R. erh. Wird besorgt auch Hll. v. 23. hier. Alles notirt. Werden unser Möglichstes thun. — Rentier: P. R. erh. — Blanc: Ab. gelöst. Hllg. notirt. — Siebenter: Ab. geordnet. — Clara: Hllg. notirt. M. 250 — à Cto Ab. u. Scht. erh. — Kernpunkt: Nachr. v. 24. hier. Dank für Beforgung. — Stirling: Hll. u. Hllg. erh. Stimmt nicht. — Rudi: Nachr. v. 25. erh. Kofete 25 Cts. Straßportol Hllg. notirt. — Löcher u. Cie., Rom: Fr. 5 — M. 3. u. 4. Du. erh. — F. Hll. Hll. Fr. 2 — f. Scht. erh. — Vanger, Chicago: Hllg. u. Hllg. notirt. Hllg. erh. — Gend.: 50 Cts. f. Photogr. erh. — Dmth. Portobello? Natürlich bedarf dies keiner Richtigstellung. Der Hll. richtig ist Hll. — Traugott, Brüssel: Hllg. erh. Hllg. notirt. Weiteres Hll. — St. Gall.: Fr. 60 — (gef. f. der Hllg. v. 25.) pr. Uf. d. d. erh. — Dante: M. 100 — à Cto Ab. u. Scht. erh. Spärlieh genug, und Fortsetzung demnächst erw., sonst —. Und warum keine Silbe dazu bemerkt? — C. G. Ant., Karau: Fr. 9 45 f. Ab. u. Scht. erh. — H. J. G.: Ab. geordnet. — Lederkrump: Reisenotiz erh. — Köstler Expeditor: Fr. 62 20 (M. 50 40) à Cto Ab. u. Scht. erh. Weiteres Hll. — Derbet: Ab. u. weiteres notirt. Auf das „Entlich“ folgt jetzt hoffentlich raschere Fortsetzung! Hll. mehr. — b. d.: Ab. notirt. Weiteres gelassen. — Kother Spiz: M. 150 Ab. 3. Du. erh. Werden nachsorgung anstellen. — Die Kothen i. D. H.: Hllg. notirt. Ab. gelöst. Kostrich erw. Ihren Wunsch theilen auch wir, aber mittelst! —

Für die Denkschrift eingegangen: Einsendungen aus Leipzig, Leipzig-Stadt, Cincinnati.

Anzeigen.

Bei uns erschienen und durch uns zu beziehen:

H. Bebel, Die Frau in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft	2. 50 2. —
— Der deutsche Bauernkrieg	2. — 1. 60
Fr. Engels, Herrn Dührings Umwälzung der Wissenschaft	2. 50 2. —
— Die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft	— 40 — 36
H. Daffalla, Ostasien-Schule von Delitzsch	1. 25 1. —
Der Leipziger Hochverrathsprozess 1872 gegen Bebel, Liebknecht und Hepner	3. 75 2. —
C. W. Schramm, Grundzüge der Nationalökonomie	— 65 — 50
E. Saa, Unsere Schulen im Dienste gegen die Freiheit	— 60 —
— Beiträge zur Schule im Dienste für die Freiheit	1. 20

Porto und Versandkosten außer der Schweiz kommen zu Lasten der Besteller.

Zahlreichen Bestellungen sehen entgegen
Volksbuchhandlung und Expedition des „Sozialdemokrat“
Hotttingen-Zürich.

Zur Beachtung.

Alle Genossen, welche nach Amerika (New York) reisen, werden in ihrem eigenen Interesse ersucht, sich sofort nach ihrer Ankunft nach dem Hauptquartier der Sozialistischen Arbeiterpartei:

Nr. 25 Df. 4. Street,

zu begeben.
Ferner diene Allen, welche gezwungen sind, um Unterstützung nachzusuchen, zur Nachricht, daß solche nur gegen Vorweisung von Legitimationen neueren Datums, unterzeichnet von bekannten Vertrauenspersonen, gehöhrt werden kann.

Berufung auf Genossen, welche schon längere Zeit hier im Lande sind, ann nicht berücksichtig werden.

Das Unterstützungs-Komitee der S. A. P.
Sektion New York.

[2<]

Schweiz. Genossenschafts-Verlag und Volksbuchhandlung von A. G. G. G.